

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 136. Bromberg, den 18. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(12. Fortsetzung.)

„Kommen Sie!“ wiederholte O'Rorke noch einmal und blickte Lilian von unten her an, als wolle er sie zwingen, ihm willenlos zu folgen. Und wirklich schien es, als übe sein Blick eine unheimliche Macht auf das Mädchen aus, denn Lilian, eben noch zögernd und unbestimmt, verlor ihr Mißtrauen gegen diesen Mann, vor dem sie Lambertz so nachdrücklich gewarnt hatte. Merkwürdig, solange Lambertz in ihrer Nähe weilte, glaubte sie ihm bedingungslos, aber in der Nähe dieses Menschen überkam sie ein seltsamer Zauber. Es war, als schläfere er alle ihre Befürchtungen ein.

„Was denken Sie?“ fragte O'Rorkes weiche, warme Stimme neben ihr.

Seine Stimme hatte einen unleugbaren Reiz. Aber im Unterbewußtsein fühlte Lilian die Warnung: Sei auf der Hut. Sie antwortete schnell und sicher: „Wohin Sie mich wohl führen werden.“

„Wohin Sie wollen, überallhin. Ich habe es mir bis jetzt noch nicht verzeihen können, daß ich Sie damals in Port Said allein lassen mußte. Wollen wir zu einem Tanztee gehen?“

„Nein, danke. Ich möchte nicht tanzen.“

„Und warum nicht? Sie liebten es doch auf dem Schiff, auf unserer kleinen guten „Naldera“, zu tanzen.“

„Das war damals.“

„Damals? es ist nur einige Tage her.

„Ja, aber . . .“

„Was aber?“

„Inzwischen ist mein Bruder plötlich gestorben.“

O'Rorke ließ so heftig Lilians Arm los — den er soeben ergriffen hatte, um sie über eine Straßenkreuzung zu führen —, daß sie selbst erschrak.

„Ich dachte, Sie hätten es gehört“, fügte sie fast wie entschuldigend hinzu.

„Wie schrecklich!“ sagte er. „Wie furchtbar für Sie, Lilian. Es tut mir entsetzlich leid — und sie hatten sich so sehr auf ihn gefreut. Nein, ich hatte es noch nicht gehört. Ich kenne so wenig Menschen hier, und soweit ich weiß, hat es in keiner Zeitung gestanden.“

„Nein“, sagte Lilian. Das konnten Sie auch nicht lesen, denn als wir in Bombay einliefen, da war er schon tot.“

„Und wieso, ich meine, woran ist er gestorben?“

„Ach“, antwortete Lilian, „ich bitte Sie —. Alles ist noch so wund in mir, daß ich nicht darüber sprechen möchte. Vielleicht später einmal.“

„Entschuldigen Sie.“ Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie so innig, als wolle er ihr mit dieser Geste sein Mitgefühl ausdrücken, das in Worte zu kleiden, sie ihm nicht erlaubte. „Wenigstens sind Sie in Ihrem Kummer nicht ganz allein, sicherlich ist Ihr Verlobter da.“

„Ich habe ihn eben an die Bahn gebracht, das war der Grund, warum Sie mich hier fanden. Er mußte zurück.“

„Wohin?“

„Er ist in Rawalpindi stationiert.“

„Dann sind Sie also doch allein. Lilian, ich bitte Sie, darf ich mich ihrer ein wenig annehmen? Es muß nicht gerade erheiternd für Sie sein, mit einem wunden Herzen einsam in einer unbekannten Umgebung.“

„Danke“, sagte sie freundlich, „aber ich habe einen guten Freund und Beschützer in Lambertz gefunden, wenn Sie sich an ihn erinnern können.

„An den netten blonden, etwas wilden deutschen Jungen, o gewiß. Ich habe ihn gerade vor wenigen Stunden in Begleitung einer Dame gesehen, dieser reizenden kleinen Tochter des deutschen Konsuls. Man sagt, daß sie demnächst heiraten werden . . .“

„Ja“, antwortete Lilian, die plötzlich ernüchtert war, beherrscht, „er erzählte mir von seinen Plänen.“

O'Rorke blickte sie kurz und schnell von der Seite an. Ihre Haltung gefiel ihm und nötigte ihm einen gewissen Respekt ab. Katz' und Maus, dachte er und lächelte flüchtig. „Gehen wir durch das Eingeborenenviertel, wenn es Ihnen recht ist“, schlug er vor, „oder sind Sie schon dagewesen?“

Lilian schüttelte den Kopf. „Ich hatte bis jetzt weder Zeit noch Interesse und . . . meine Landsleute, nun sie sehen eine Dame lieber in ihrer Gesellschaft als in der Eingeborener.“

O'Rorke lachte gezwungen. Scherzte sie, oder meinte sie das ehrlich? „Ja, ich weiß, die Leute, die hier leben, sind etwas beschränkt und haben ihre besonderen Gesellschaftsformen, aber ich halte es für meine Pflicht, ein fremdes Land auch wirklich kennenzulernen und das kann man nur, wenn man keine Vorurteile hat.“

„Ging das auf mich?“ fragte Lilian zurück. — Warum hatte Martin ihr nichts von jener reizenden kleinen Tochter seines Landsmannes erzählt? — „Nun, wird es immerhin eine Ablenkung sein.“

Es überraschte ihn, daß sie ohne weitere Worte einwilligte und sich ihm anvertraute, aber er dachte nicht lange darüber nach, denn er war an solche raschen Erfolge gewöhnt.

Terence Bogoslav O'Rorke stammte aus einer vornehmen irischen Familie. Er war der zweite Sohn des Sir Patrick O'Rorke auf Schloß Rorke in der Grafschaft Galway. Erzogen in Harrow und im Trinity College, hätte er das bequeme Leben eines englischen Edelmannes führen können, mit Sport, Reisen und etwas Politik. Aber die kleine Rente, die er als Zweitgeborener bezog, reizte ihn nicht. Schon als Junge war er mit seinem wilden Temperament ein Schrecken der Lehrer, schwer erziehbar und zum Ungehorsam neigend, dabei intelligent und von rascher Auffassungsgabe. Seine Kameraden haßten oder liebten ihn. Gleichgültigkeit ihm gegenüber kannten sie nicht. Wenn er wollte, konnte er von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft sein, aber ebenso leicht war er roh und hinterlistig. Er wechselte seine Freunde und Feinde unvermittelt und ohne Grund, je nach Laune und Gelegenheit. Kaum aus der Schule, wurde er aus Abenteuerlust und Eitelkeit Mitglied einer geheimen

antienglischen Partei. Er wurde verhaftet, aber bald wieder freigelassen, da man ihm nichts nachweisen konnte. Er ging nach Amerika, trat dort in Beziehung zu einer Bande von Alkoholschmugglern und verdiente riesige Summen. In einer Spielbank in Mexiko verlor er sein ganzes Geld, stellte fest, daß er Falschspielern in die Hände gefallen war und schoß einen der Gesellschaft über den Haufen. Vor Gericht konte er Notwehr beweisen, so daß er freigesprochen wurde. Da er die Rache der Komplicen des Erschossenen fürchten mußte, ging er nach China und Indien und befaßte sich neben seiner politischen Tätigkeit mit Opiumschmuggel. Er hatte bald eine Gefolgschaft entgleister Menschen um sich gesammelt, die gleich ihm eine unbegrenzte Abneigung gegen Arbeit, aber eine unersättliche Gier nach einem guten Leben hatten. Dabei reizte ihn selbst vielleicht weniger das Geld, als das Geschäft, die Sensation, das große gefährliche Spiel, alles zu wagen, zu gewinnen oder zu verlieren. Seine Leute hatten eine unbegrenzte Achtung vor seinem Verstand, seiner Rücksichtslosigkeit und seiner Körperkraft. Aber er hielt die Fäden vom Hintergrund aus in der Hand und blieb verborgen; eher Tod als Verrat war das Gesetz, das für die Bande galt.

Um aber auch nur die leise Möglichkeit eines Verdachtes auszuschließen, kehrte O'Rorke nach England zurück und wurde dort plötzlich Rennfahrer. Einer der verwegenen, kühnen Fahrer, um die sich namhafte Fabriken reißen. War es eine neue Laune, lockte es ihn, die Gefahr am eigenen Leibe zu spüren? Geschah es aus Langweile oder aus reiner Freude an der Sensation? Er gewann mehrere Rennen, er wurde ein gefürchteter Konkurrent für alle Verwegenen, die mit dem Leben spielten, und während er Lorbeer und Preise und Ruhm gewann, vernachlässigte er auch nicht für einen einzigen Augenblick das was er sein „großes Geschäft" nannte. Ja, es schien, als brächen im Rausche der Schnelligkeit noch verwegenere Ideen als früher in ihm auf.

Dann stürzte er. Das war unvorhergesehen. Nicht einmal er selbst hatte mit dieser Möglichkeit gerechnet. Während er krank im Hospital lag und zusammengeflickt wurde, erkannte er plötzlich, wem seine eigentliche Liebe galt: nicht einer Frau, nicht einem Freund, nicht dem Erfolg noch dem Ehrgeiz: er liebte die Gefahr! Aber er hatte alles zu gut eingerichtet, zu vollkommen organisiert, als daß er bis auf diese kurze Episode, je wirklich in Gefahr stand. Er beschloß das Wagnis des Abenteuers. Kaum genesen, machte er seiner Firma den Vorschlag, für sie nach Indien zu gehen, um dort das indische Geschäft neu einzurichten. Man sagte ja, und er erhielt somit die Gelegenheit, selbst wieder in das große Spiel einzugreifen. Vielleicht war es Wahnsinn, Unklugheit . . . aber er war zu lange klug gewesen . . . er brauchte Betätigung und konnte Befriedigung nur finden, wenn er selbst dort eingriff, wo infolge des Vorgehens eines jungen Polizeioffiziers gewisse Dinge nicht zu klappen schienen. Er landete in Indien in der Maske eines Geschäftsmannes, er war ein unbeschriebenes Blatt für die indische Geheimpolizei und wollte es auch bleiben; um es aber zu bleiben, dazu brauchte er Lilian.

„Sehen Sie", sagte er, auf einen Straßengaukler zeigend, der zwischen herumstrolchenden Hunden und Katzen in aller Ruhe sich von einer Kobra in den Daumen beißen ließ, „das hier ist die Zeitung Indiens, hier entstehen die Gerüchte, hier findet man die Märchen auf der Straße, hier spielt sich das eigentliche Leben der Eingeborenen ab."

Er beobachtete Lilian, die mit großen Augen und gespanntem Ausdruck alles betrachtete.

„Wollen Sie zum Obstmarkt hinübergehen? Die besten Bananen sind die kurzen dicken gelben, die besten Apfelsinen kommen von Nagpur, die köstlichsten Trauben von Aurangabad, aber dorthin sollten wir eigentlich in den ersten Morgenstunden kommen."

„Wie genau Sie Bescheid wissen?"

„Ich habe wie gewöhnlich den Baedeker auswendig gelernt."

„Weil Sie im voraus wußten, daß Sie mich treffen würden?"

„Von der Hoffnung getragen, daß mir eines Tages das große Glück beschieden sein würde, Sie . . ."

Er sah eine ungeduldige kleine Falte auf ihrer Stirn auftauchen. Seine pathetischen Worte wie sein Tonfall waren scherzhaft gemeint gewesen, aber in diesem Augenblick, als sie eine so hochmütige Ablehnung erfuhren, waren sie es nicht mehr.

„Gehen wir in die Straße der Goldschmiede hinüber", bat er.

„Eigentlich ist es Zeit, heimzugehen."

„Es ist erst sieben Uhr?"

„Ja, aber ich erwarte einen Anruf."

„Von Ihrem Freund und Beschützer?"

„Ja, wenn Sie Lambertz meinen."

„Daß Ihnen dieser grüne Junge wirklich etwas sein kann, Lilian."

„Was fällt Ihnen ein!"

Sie sah ihn unendlich kühl und hochmütig an. „Bitte bringen Sie mich sofort zum Hotel."

„Sind Sie böse?" fragte O'Rorke.

„Nein", antwortete sie. „Aber ich mag nicht, wenn Unberufene sich in meine Angelegenheiten mischen."

„Lilian", sagte er und beugte sich näher zu ihr, sie sah in ein vor Leidenschaft leuchtendes Gesicht, „verzeihen Sie . . . so war es nicht gemeint . . . wissen Sie nicht, daß ich Sie liebe?"

„Nein", erwiderte Lilian, und fühlte sich plötzlich sehr allein in dem bunten unbekannten Getriebe ringsumher; fremde braune Menschen, fremde unbekannte Sprachen wild durcheinander und nirgends außer O'Rorke ein weißes Gesicht. „Das wußte ich allerdings nicht, und ich kann mir auch keinen Grund denken, der Sie dazu berechtigte, es mir zu sagen." Sie schritt mit schlanken, schnellen Schritten wie ein flüchtendes Reh neben ihm her, durch eine unbekannte Gasse, über die eine wild gewordene heilige Kuh galoppierte.

Er brauchte dieses Mädchen für gewisse Zwecke. Bis heute, bis zu diesem Moment, hatte er nicht gesehen, wie schön sie war, hatte nicht gewußt, wie stolz Frauen sein können, die einen anderen lieben oder einsam sind. Alles hatte sich ihm widerstandslos unterworfen. Er hörte sein Blut in seinen Ohren rauschen, in seinem Kopf toben. Er kannte sich. Er wußte: Begehren war in ihm aufgewacht und würde nicht eher zu stillen sein, als bis es seine Befriedigung fand.

„Nicht so schnell", sagte er, „nicht ganz so schnell. Sie kennen sich hier nicht aus und allein finden Sie nicht aus dem Bendhi-Basar."

*

Während Eric Arnstruthers kummervollen Herzens nach Rawalpindi zurückkehrte, O'Rorke mit Lilian seinen Spaziergang im Bendhi-Basar unternahm, Pfnür sich bemühte, nicht an seinem Groll zu ersticken und Laroche die Verladepapiere nach Peshawar fertigmachte — ein kleines, geheimnisvoll triumphierendes Lächeln in den Mundwinkeln —, saß Lambertz im Klub und erwartete Lilian.

Das war ein heißer Tag heute gewesen. Die Besprechung mit der Angloindischen Bank war nicht seinen Wünschen gemäß ausgegangen, und er war gezwungen gewesen, die Sitzung zu unterbrechen und fortzugehen, um seinen unbeugsamen Willen und unabänderlichen Entschluß darzutun. Gleich daran hatte sich eine andere ebenso wichtige Besprechung über einige Verträge geknüpft, dann hatte er mit Geschäftsfreunden zu Mittag gegessen. Jedes Mal, wenn er im Bureau anrief, hatte er Laroches Stimme vernommen: „Nichts Wichtiges." — „Nichts Neues." — „Ja, Herr Pfnür und Herr Schönlein sind anwesend." Lambertz hatte bestellen lassen, daß er vor Bureauschluß noch kommen würde und war ganz froh, daß seine Anwesenheit überflüssig schien, denn das Zusammensein mit den Geschäftsfreunden dehnte sich bis in den Nachmittag hinein aus, und es war halb fünf, als er endlich daran denken konnte, Schluß für heute zu machen.

Er fuhr gleich ins Bureau, um die Post durchzusehen und zu unterschreiben, aber gerade, als er in sein Zimmer trat, kam ein Telephonanruf aus dem Taj-Mahal-Hotel. Miß Lilian Baker ließe ihn dringend bitten, sie um fünf Uhr im Klub zu treffen. Dringend? Was bedeutete das? Und warum rief sie nicht selbst an?

Unruhe erfaßte ihn. War Herr Pfnür noch anwesend? Die Sekretärin sagte ja. Lambertz bat sie, die Post hinüberzutragen und ihn zu bitten, sie zu unterschreiben. Dann ging er wieder, ohne Pfnür gesehen zu haben, denn es war zehn Minuten auf fünf, und jeder Augenblick konnte wichtig sein. Sicherlich hatte ihm Lilian etwas besonderes zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmfahrt.

Skizze von Adalbert Schwartz.

Seit den frühen Morgenstunden glühte die Sonne über dem Wasser. Die Luft stand still. Der alte Gregor hatte auf der Fahrt zum jenseitigen Ufer seines breiten, fischreichen Pachtsees mit schlaffem, rundem Rücken in seinem Kahn gesessen und wahrlich Mühe gehabt, die lächerlich schmalen Ruder durchzuziehen. War er über Nacht so alt geworden? Nein, es hing etwas in der Luft. Das Hemd klebte ihm auf der Brust und Rücken, und er mußte die Ruder in den Dollen schleifen lassen, sich aufrichten und das Kreuz durchdrücken, wenn er tief durchatmen wollte.

Drüben im Ort hatte der alte Fischer, wie er es alle zwei, drei Wochen zu tun pflegte, im Laufe des Vormittags alles mit Mühsal und Schweiß zusammengeschleppt, was in den nächsten zwei, drei Wochen gebraucht wurde: Konserven, faustdicke Würste, graue Wolle für die Frau, auch waren diesmal Stiefel nötig, dann allerlei Geräte für den kleinen Acker unter dem Haus, ein Sack Kartoffeln — tausend andere Dinge noch. Man fragte nicht, wie er es alles zum Kahn hinbekommen hatte. Wahrscheinlich hätte er geantwortet, daß er ganz anderes im Leben hinbekommen habe und daß ihm zum Beispiel die Pacht für den See nicht gerade in die Wiege gelegt worden sei, ja, ja.

Da er den Raum des Kahnes hinter dem Fischkasten bis oben vollgepackt hatte mit dem großen Fangnetz, mit vier Reusen und Aalschnüren und zwei wasserschweren Tauen, die an einer Stelle durchgerieben waren, verstaute er alles andere im vorderen Bootsteil und stieß ab.

Mit der Zeit war es dumm eingerichtet, aber es ging nun mal nicht anders. Die Sonne stand gerade über dem Boot und brütete, daß es ringsum nach Teer roch. Das Wasser war grün und still. Der Fischer ruderte, aber es ging nur langsam vorwärts. Der Kahn schlich, von den gewaltigen Lasten tief in den See gedrückt, schwerfällig und müde über das Wasser. Und das andere Ufer mit den schwarz-grünen Waldhängen und der Hütte lag noch so weit . . .

Der alte Gregor mußte beim Anblick der Entfernung doch einmal tief Luft holen und die Ruder in den Dollen hängen lassen. Er sah über sich in den weißblauen Himmel, da — ja, da riß er vor Schrecken die müden Augen weit auf: vom Westen her trödelten schwarz-graue Wolken heran mit weißen Rändern. Wolken wie träge, zusammengerollte und wieder gestreckte Tiere, in ihrer Lautlosigkeit und bösen Gestalt wie die leibhaftige Tücke. Der Alte griff die Ruder und legte sich ins Zeug, ruderte wie einer, der verfolgt wird und sich ans andere Ufer retten will. Der Kahn stippte tief ein, bewegte sich schneller, aber was war schon diese Geschwindigkeit gegenüber dem scheinbaren Trödel der Wolken?

Die glatte Wasserfläche kräuselte sich, ein Windstoß fuhr über den See, ein zweiter, ein dritter. Wellen schlugen gegen das tief schwimmende Boot — und dann entluden sich die schwarzen Wolkentiere. Der Regen hing wie ein graue Schleier vor dem Ufer, prasselte auf das Wasser nieder und auf den Alten, der sich mit der schon geschmälerten Kraft seiner Jahre in die Ruder legte und verzweifelt kämpfte.

„Ja, so kam es auch. Gregor hatte ein sicheres Auge für das, was da droben drohte. Er sah bitter in seinen Kahn und wagte kaum, an den Tiefgang zu glauben.

Schon schwollen die drohenden Wellen mit ihren weißen Gischtkämmen mehr und mehr an, wuchsen und schlugen in das Boot. Der Alte warf sein Gewicht in die weniger bedrohe Seite des Kahnes, damit auf der anderen die Front gegen die anrollenden Wellen höher sei. Er ruderte, solange das Boot das einschlagende Wasser noch tragen konnte. Als es aber zu sinken drohte und er erkannte, daß er die schützende Bucht nicht mehr erreichen könne, da ließ er die Ruder, beugte sich auf das schwere Fangnetz, das den Kahn ganz besonders in die Tiefe zog, herab, krallte alle zehn Finger in die Maschen, zögerte zwei, drei Sekunden und — ließ es im Boote liegen. Ja, und wenn es noch schwerer gewesen wäre, er hätte es nun liegen lassen, ja, das sagte sein Blick!

Dann wandte sich der Alte um, faßte den Kartoffelsack, hob ihn mit letzter Kraft auf die bis daumenbreit über den Wasserspiegel geneigte Bordwand und — — ließ ihn in das wilde Wasser sinken . . . Und flugs faßte er, als die Wellen trotzdem noch in das Bot schlugen, all das schwere Gerät für den Anker, ja, alle Konserven, einen Samensack und das andere Gut, das er im Boot barg, und stürzte es in den See, der alles fraß und nichts mehr hergab . . .

Gregor sah noch, wie sich die Ringe in den Wellenbergen schlossen, wollte sich gerade mit schlaffem Arm und hängendem Kopfe auf die harte Ruderbank fallen lassen, — da fiel sein Blick auf das große Netz im Bootbauch, auf die Reusen und Aalschnüre und auf die beiden wasserschweren Taue. Er raffte sich, verteilte die kostbare Last auf den ganzen Bootsraum, tastete jedes Ding noch einmal liebevoll mit zitternder Hand ab, kroch zurück auf die Ruderbank, griff die Ruder und brachte sich und das Kostbarste im entlasteten Boot unversehrt in die Bucht.

Nachtmusik für Annette.

Eine Geschichte um Westfalens Dichterin von Hans Bär.

Sie hatte die Sonne und den Sommer inbrünstig ersehnt, aber nun, da die Winde wohlig und erregend vom Südufer des Bodensees zu ihrem geliebten Meersburg herüberwehen, die duftende Flur neue Frucht zeitigt und die nahen Alpenfirne im rosigen Abendlicht glühen, ist sie enttäuscht. Ihre Unruhe und die Prüfungen des Alleinseins, die ihr den Winter mit Qualen füllten, sind geblieben. Wenn Annette von Droste-Hülshoff, das zierliche westfälische Adelsfräulein, an den Abenden durch den Weinberg geht, auf dem ihr „Rebhäusle“ steht, spricht sie, wie dies die Einsamen tun, manchmal mit sich selbst. „Was ist aus dir geworden, Annette? Du kennst dein eigenes Wollen nicht mehr!“

Die Meersburger grüßen sie mit scheuer Verehrung, denn sie ist die Schwägerin des Freiherrn von Loßberg, der das Schloß ihres Städtchens besitzt, und sie flüstern sich mit wichtigen Mienen zu, daß die zarte Dame mit den üppigen Haarflechten die Feder führe wie ein gelehrter Herr. Vor zwei Jahren folgte sie einer Einladung ihres Schwagers, kränkelnd kam sie aus ihrer herb-schönen westfälischen Heimat an dieses milde Ufer, um hier Erholung zu suchen. Nun hat sie hier schon ihr eigenes Heim, sie hat es sich „erschrieben“.

Cotta, der Stuttgarter Verleger, hat ihr im vergangenen Jahre für ihre Gedichte siebenhundert Gulden bezahlt, und für vierhundert Taler hat sie bald darauf das „Rebhäusle“ erstanden, ihren kleinen Schmuck- und Guckkasten, der auf einem Rebhügel am Seeufer steht und eine weite Sicht zum nahen Konstanz, zum schweizerischen und österreichischen Ufer und zu den Alpen gewährt. Jetzt gehören ihr sogar noch die tausend Weinstöcke des Berges, und sie darf sich rühmen, den schönsten Ausguck im alten Meersburg, dieser an steiler Küste hängenden „zweistöckigen“ Stadt zu besitzen — aber ihre Freude ist gebrochen, sie empfindet kaum das frohe Leben, das sie umgibt.

Weltkundige Freunde lesen von dem kleinen, ausdrucksvollen Mund und der feinsinnigen Stirn der Sechsundvierzigjährigen ein ungewöhnliches, schmerzliches Erlebnis ab, aber sie schweigen in Ehrfurcht, da sie ja doch nicht helfen und heilen können. Sie wissen, daß Annette nur noch widerstrebend das Schloß des Schwagers besucht, obwohl er sie immer wieder mit herzlichen Worten einlädt. Der große helle Bau birgt für sie zu viele wehe Erinnerungen. Sie ist so empfindsam und empfänglich für die Sprache aller Dinge, die sie umgeben. Wie ihr daheim, auf dem Herrensitz Hülshoff im Münsterlande, die alten Truhen, Zinnkannen und Schnitzfiguren blutvolle Kunde von den Ahnen erzählten, die von den Alltagsmenschen nie vernommen wurde, so sprach auch hier die Erinnerung zu ihr, und dieses Gedenken schmerzte sie.

Hier saß er noch vor zwei Jahren am schweren, prächtig geschnitzten Tisch; vom hohen Fenster sah er mit ihr im bitterkalten Dezember hinab auf den gefrorenen See und lachte jungenhaft zu den Späßen der Uferbewohner, die sich auf lichterreichen Eisfesten bei Schmalzgebäck, gebratenen Fischen und herbem Seewein vergnügten. Als Bibliothekar kam Levin Schücking, der Sohn ihrer Jugendfreundin, aus dem Westfälischen in das hohe Haus am See. Vor neun Jahren, als Annette in Rüschhaus bei Münster wohnte, war Levin noch Gymnasiast; damals hatte sie dem „armen Studentlein“, das ihr seine Mutter anempfohlen

hatte, verständnisvoll manches Silberstück zugesteckt. Dann hatte sie ihn in Meersburg wiedergesehen; er war stattlich, gewandt und beredt geworden, hatte seine Studien beendet und mit einem Roman allgemeines Aufsehen erregt.

Annette weiß erst jetzt, da alles wie ein Traum verwehte, wie tief das Erlebnis jenes Jahres war. Es waren zuerst nur alltägliche Worte, kleine Aufmerksamkeiten, die zwischen ihnen ausgetauscht wurden, dennoch schien es, als ob dabei eine innige, tiefe Melodie mitschwinge. Sie wollte dem viel jüngeren Manne ja nur „sein verständiges Mütterchen" sein, das die Liste seiner Lieblingsspeisen kannte und sich um seine Gesundheit und seine Kleidung sorgte, aber nun wünscht sie, daß jener Nachsommer nie geblüht hätte.

Warum konnte sie nicht auch weiterhin im gebändigten, stetigen Strom treiben, an den sie sich gewöhnt hatte, da sie ja glaubte, sich längst überwunden zu haben. Doch nun, da er nach einjähriger Tätigkeit nach Stuttgart fuhr, empfand sie quälend, was sie verlor. Sie schrieb ihm tapfere Briefe, obwohl er gegen sein Versprechen nicht wiederkam, manchmal brach die Sehnsucht durch ihren Stolz, und dann bekannte sie: „Mein Talent steigt und fällt mit Deiner Liebe. Was ich werde, werde ich um Dich und Deinetwillen. Mich dünkt, könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen, dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schultern setzten."

Ja, sie weiß auch noch heute, was sie ihm verdankt: Er hat ihr einen guten Verleger vermittelt, ihre Erzählungen und Gedichte ins Volk gebracht. In seiner Nähe schuf sie ihr Meisterwerk, die „Jugendbuche". Aber er hat ihr auch das schwerste Opfer zugemutet. Er kehrte nicht zurück, schrieb kaum noch einen flüchtigen Gruß und teilte ihr nach einem Jahr seine Verlobung mit einer jungen Adligen mit.

Sie hat es tapfer ertragen, hat kein bitteres Wort verloren, aber ihr ist, als ob seit jener Zeit alle Lichter verhangen und alle Farben blaß geworden seien. Sie klagt in trüben Gedichten: „. . . ist mir selber oft nicht deutlich, ob ich lebend, ob begraben."

Da reißt sie ein kleines, reines Erlebnis aus ihrem schmerzlichen Leid, gibt ihr neue Kraft und die Gewißheit ihres Wertes. An einem Nachmittag meldet sich eine Schar reisender Jünglinge an der Pforte ihres Hauses: Musikstudenten sind's, junge Männer aus Norddeutschland; zwei Westfalen aus bekannten Familien sind dabei. Sie kommen von der anderen Alpenseite, haben in Italien die Spuren Palestrinas verfolgt und in Cremona die Heimstätten des Geigenbaus besucht. Nun wollen sie auf ihrer Heimreise die Dichterin grüßen, die im deutschen Land — während sie sich verlassen wähnte — rasch berühmt geworden ist.

Annette ist fiebrig erfreut und bewirtet die unerwarteten Gäste schnell und freigebig. In später Abendstunde, als sich die Besucher längst verabschiedet haben und Annette sie schon in Konstanz wähnt, tönt plötzlich aus dem Weinberg ein Gruß zu ihrem Zimmer empor, der ihr wie ein froher Ruf zu neuen Ufern klingt.

Die Jünglinge sind nicht abgereist, sie haben noch das alte Städtchen durchwandert und bringen nun der Dichterin beim Einbruch der Nacht eine Serenade dar. Die Besetzung ihres kleinen Orchesters wird zwar der Partitur nicht ganz gerecht; es fehlt das Cello und noch manches andere, dennoch klingt es unter dem verdunkelten Himmel wie ein Jubellied, wie eine starke Bejahung des Lebens.

Es ist Mozarts „Kleine Nachtmusik" — Annette kennt und liebt den spielerischen Allegretto-Satz und das gefühlvolle Adagio seit Jahrzehnten —, ihre Melodien beschwören Erinnerungen an blühende Heimatwiesen herauf. Sie wecken aber auch wieder ihr Wissen um Mozart, den Vielgeprüften. Er, der Verkannte, konnte in den Wirren seines Lebens so leichte Musik schreiben? Und sie vergrämte sich ob einer einzigen schweren Enttäuschung!

Ihr ist, als ob Mozarts Musik sie trage und erleuchte. Nun erkennt sie es: Allen Ringenden wird der Schmerz beschert, und sie siegen, wenn sie ihn überwinden. Die jungen Menschen haben ihr den Pfad gewiesen, der ihr bestimmt ist, den Weg zur Unsterblichkeit.

Bauerngarten.

Wißt ihr den kleinen Bauerngarten noch,
Wo es so süß nach bunten Blumen roch,
Nach Bauernblumen, die wir kaum gekannt,
Und deren liebe, zeitverstaubte Namen
Großmutter einst erzählend uns genannt?

Andächtig standen lange wir am Zaun,
An farbenfroher Pracht uns sattzuschaun.
Ein Falter wiegte seine Flügel sacht
Und war so seltsam schwarz und weiß gebändert
Wie Bauernmädchen in der alten Tracht.

Johannisbeeren säumten rings den Flor
Und glühten rot aus dunklem Laub hervor.
Verlockend lag das kleine Paradies,
Und scheu wie Kinder sind wir eingetreten —
Kein Engel kam, der uns von dannen wies . . .

Heinrich Anacker.



Bunte Chronik



Gute Abfuhr.

Emanuel Geibel war ein frommer Mensch, und es war ihm sehr zuwider, wenn jemand mit religiösen Dingen nicht zartfühlend umging. Während seines Aufenthaltes in Hannover lernte er einen wegen seines lockeren Lebenswandels sehr bekannten Herrn von Osten kennen. Dieser kam nun auf einer Abendgesellschaft mit Geibel in ein Gespräch über die Bibel, und da er wußte, daß der Dichter fromm war, suchte er ihn aufs Glatteis zu führen, indem er fragte:

„Wie war es eigentlich möglich, daß Noah bei Beginn der Sintflut in seine Arche ein Paar von jeder Tiergattung mitnahm, da doch in jener Gegend gar nicht alle Tierarten gelebt haben können?"

Geibel dachte einen Augenblick nach, dann sagte er langsam:

„Das ist sehr einfach zugegangen. Noah streckte in seinem starken Glauben einfach den Arm nacheinander in die verschiedenen Himmelsrichtungen aus und sagte: „Komm, du Eisbär von Norden, du Lama von Westen, du Löwe von Süden und — du Rindvieh von Osten . . ."

Der Herr von Osten machte ein höchst verblüfftes Gesicht — er hat den Dichter niemals wieder über Bibelstellen befragt.



Lustige Ecke



Nur die Ruhe!



„Sie können um sechs Uhr wiederkommen und ihn abholen, Madamchen, dann stellen wir die Fontäne ab!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.